

Wohin?

Erzählung von Hebeatis

(Fortsetzung)

„Das ist herzlich!“ so klang's von allen Seiten. Und ich wollte, daß es Mutter in Marienbad gefiele, daß sie noch lange nicht ans Heimfahren denkt! — so rief Stephan verärgert. „Ich will dich ja abkonterfeien, meine Kleine.“ Auch Frau Anna sagte ein paar Worte, die ihre Freude über den längeren Besuch ihrer Schwester bezeugten, obgleich weder auf ihrem Gesicht noch aus ihrer Stimme etwas davon zu hören war, doch schiedet das nichts, denn seiner hatte oft auf die Birtin, obgleich sie doch in diesem Fall die Hauptperson war. Man nahm eben an, daß sie sich über ihren jungen Gast freute wie alle Welt.

Doch da fuhr der Wagen schon vor, der Lindner an die Bahn bringen sollte.

„Ander, wollt ihr mich nicht an die Station bringen?“ fragte dieser, noch immer in überheblicher Laune, sich vornehmlich an Anna, seine Aelteste, wendend.

Die aber haarte hartig, und das Blut stieg ihr dabei in den Kopf. „Es tut mir leid, Vater, aber mich halt meine Birtin, das noch zu schämen.“

„Nimm's nur denken, sind: als ob es.“ Er küßte Anna herzlich auf beide Wangen, auch von der Tante nahm er herzlichen Abschied. Währenddessen hatte sich sein Wagen schon bedenklich entfernt, doch bald für den Abreisenden, die Hauptperson, sein Platz darin gefunden worden war. Rose Marie, Stephan, Robert und Klein Dorken, alle wollten sie bei 11 Lindner das Geleit geben. Nur Tante Eichenbach und Frau Anna blieben zurück. Na, wenn Frau Anna gemüht hätte, daß der Wagen sich so füllen würde, sie wäre die erste gewesen, die hineingestiegen wäre.

Da fuhren sie hin, lachend und scherzend, und keiner hatte noch einmal gefragt: „Wollt du denn nicht mit?“ „Nein, was fragte man denn noch ihr? Sollte sie nicht ihr Lebtags Abschiedstank sein und spüren und hinsehen müssen, was ihr das Vieh war?“

12 Kapitel

Verstlich war's in Hochzug. Taglich sagte das Rose Marie, und die „Brüder“ sagten es ihr nach, und gar nicht viel es ihnen ein, daß es eine im Hause geben konnte, die nicht so dachte.

Und doch wäre es wohl auf Frau Annas Gesicht zu lesen gewesen, daß sie diese eine war. Aber wer sah sie an? Wer kümmerte sich um sie? Es war Gemeinte, da gab's für die Hausfrau viel zu tun, das war verständlich, gar nichts von Frau Annas Position für Gelehrsamkeit zu sagen. Wollten sie sich also wundern können, wenn sie unmerklich blieb? Im Gegenteil, es wußte den jungen Volk, daß es merkwürdig ausreichte, ohne Frau Anna etwas davon zu hören. Es kam so zufällig, daß man über den Garten hinaustrat, oder diesen und jenen Besuch im Dorfe machte. Rose Marie hatte einen plötzlichen Einfall, die „Brüder“ fanden ihn reizend, und so wurde er eben ausgeführt. Anna konnte natürlich nicht jeden Augenblick dafür bereit sein.

Sodann kamen die Sitzungen. Rose Marie mußte Stephan Modell sitzen. Er wollte ja sein Schwesterchen seinen Sonnenstrahl, abkonterfeien. Eigentlich wäre das idealisch langweilig gewesen, und sie hätte auch gewiß nicht stillgehehen, wenn Robert mit währenddessen vorgelesen, oder sie ihn zum Klaudern gehabt hätte. So aber waren auch die Stunden im Atelier reizend. Und waren sie das, warum lud man die ältere Schwester nicht auch dazu ein? „Ganz weil sie immer dazu willkommen war? Bist du nicht war es so, denn auch Tante Eichenbachs Gegenwart wurde nicht ausdrücklich gewünscht, und sie schien das durchaus nicht übel zu nehmen. Sie kam, wenn sie Zeit hatte, blieb ein halbes Stündchen oder guckte nur eben hinein, wie es ihr beliebte, sich gelegentlich als Störenfried oder unwillkommen erachtend.

Und auch Anna hätte so tun sollen, allein sie konnte es nicht. Wohl kam sie zuweilen, aber nicht mit herzlichem Wort oder warmer Teilnahme;

sie kam mit ernstem Gesicht od. trübseligem Lächeln, und setzte sie sich, um zu bleiben, so war sie gewiß nur Statistin. Na, wenn sie lieber still saß und nicht mitreden mochte, da ließ man sie tun, wie ihr beliebte, und versah sich schließlich ihre Gegenwart. Daß sie empfindlich war, sich gereizt fühlte, fiel keinem ein. Welche Ursache hatte sie denn auch dazu gehabt? Und selbst als die Rede darauf kam, daß Stephan eigentlich Anna hätte malen wollen, fühlte sich der junge Künstler durchaus frei von Schuld. Er hatte seine Schwester malen wollen in der hübschen, kleidlichen Tracht, als junge Bäuerin, so wie sie ging als junges Mädchen, und auch noch als junge Frau, das war malerisch; wenn sie jedoch so nicht mochte, wartete er lieber, bis sie zu ihrer alten Tracht zurückkehrte, oder sie ihn zu der Hebräerjungfrau bekehrte, doch sie als Stadtdame ein beideres Modell für seinen Pinsel hieße. Stephan hatte so lachend abgesehen sich durchaus keine Zerknirschung gemerkt, sein junges Schwesterchen hielt der älteren zu stehen. Sie war gar so bald, keine hübsche, kleine Rose Marie, mit wie ein lichter Sonnenstrahl.

Und herzlich hatte Stephan lachen müssen, als Anna gefragt war, warum er doch Rose Marie als „Tante“ male? „Ach male sie ja gar nicht als Tante, ich male ein Kind, ein Mädchen, ein Fräulein, ein Sonnenstrahl. Was das anhat, ist dabei ganz Nebensache. Denn wahrhaftig, ich hab's gar nicht gesehen, daß sie als Tante gekleidet ist, wie da sagt. Wer Künstler sind eben ein eigen Bild, liebe Anna, du darfst mit ihnen nicht rechtig. Frau Anna hatte nichts davon erwidert. „Was hätte sie auch sagen sollen.“

Sie durfte nicht rechten, weder mit ihm noch sonstwie, sie hätten nur verwundert dazugehört und sie nicht verstanden.

Und was wollte sie denn eigentlich auch? Wie kam sie dazu, wider Zustimmung zu hoffen?

Frau Anna wachte die Hand gegen ihr unruhiges Herz.

Nein, es konnte, es wollte nicht entgehen — das junge Ding da, das noch gar nicht wußte, was Liebe war, sollte ihr nicht ihres Lebens Inhalt rauben.

Roth war Rose Marie nicht in die Welt eingeweiht; war sie es, würde sie sich darin verlieren, gemessen, was es zu gemessen gab, gleich einem Schmetterling von Blume zu Blume fliegen — was aber konnte ein solches Wesen dem klugen, strebsamen Manne sein, dem sein Beruf eine heilige Pflicht war, der er zu leben hatte? Es konnte nicht anders sein, selbst wenn er wirklich glaubte, daß Rose Marie sein Glück ausmachte, sie mußte er dennoch sein Unglück werden, und Rose Marie selber nur zu bald inne werden, daß er kein Mann nach ihrem Leichten, auf das Außerliche gerichteten Herzen war. — Und deshalb brauchte, durfte sie nicht verzweifeln, deshalb von ganzer Seele wünschen, daß die beiden vor bitterer Täuschung bewahrt blieben, ja, dahin streben mit aller ihr zu Gebote stehenden Mitteln.

Anna hatte sich unendlich auf den Besuch der Bruder gefreut, die Wochen, die Tage, die Stunden bis zu ihrer Ankunft gezählt — jetzt hätte sie diese heißerliebte Zeit abzurufen mögen, damit der trauliche Verkehr zwischen Robert und Rose Marie sein Ende erreichte. Schon oft war die junge Witwe im Begriff gewesen, den Vater oder selbst auch die Stiefmutter zu warnen, sie zu bitten, daß sie ihr Töchterchen heimriefen — und sie hätte es auch sicher getan, wenn sie sicher gewesen wäre, daß die Eltern gegen eine Verbindung Rose Mariens mit Robert sein würden. Früher freilich hatte Tante Eichenbachs Sohn kein Ansehen in ihren Augen, allein jetzt war er Arzt, und zwar einer mit den besten Aussichten. Ja, wie viel Ruhm und Auszeichnung sah Annas bewunderndes, liebendes Auge nicht für Robert voraus! Was es denn überhaupt einen Mann, der sich mit ihm messen konnte? Und weil Anna so urteilte, hielt sie es für schier undenkbar, daß ihren Eltern solch ein Freier für ihre Tochter nicht angenommen sein sollte. — Wie leicht konnte also eine Andeutung ihrerseits die

entgegengekehrte Wirkung haben von der, die sie beabsichtigte. — So blieb der Brief ungeschrieben und Annas Herz jeden Tag mehr von eifersüchtiger Sorge zerrissen. Wenn ihre Güte mehr Zeit für ihre arme Birtin übrig gehabt hätten, müßten sie ihr verhorrt, unruhiges Wesen gemerkt haben, so aber ging Frau Annas Tun und Lassen ihnen so gut wie verloren.

„Die arme Anna,“ so sagte wohl der eine oder andere, wenn irgend eine herbe Äußerung der Schwester ihnen auffiel, oder wenn sie wie ein rätselhaftes Geiß durch das Haus schwirte, ohne doch eigentlich etwas zu tun. Sie hat sich ihres Mannes Tod wirklich sehr zu Gemüte gezogen. Auch ihr Interesse für die Birtin ist ein gemachtes, es paßt gar nicht für sie. Oder auch fiel ihnen auf, daß kein Dorken so streng von der Mutter behandelt wurde, und eigentlich erst aufsteige und sich kindlich fröhlich gab, wenn diese nicht dabei war. Doch aber waren solche Meinungen oder Beobachtungen nur oberflächlich. Herz und Sinn war eben von anderen Dingen angezogen.

Stephan war eben ganz Künstler. Rose Mariens bezauberndes Aussehen und ihre alte Tracht zurückkehrte, oder sie ihn zu der Hebräerjungfrau bekehrte, doch sie als Stadtdame ein beideres Modell für seinen Pinsel hieße. Stephan hatte so lachend abgesehen sich durchaus keine Zerknirschung gemerkt, sein junges Schwesterchen hielt der älteren zu stehen. Sie war gar so bald, keine hübsche, kleine Rose Marie, mit wie ein lichter Sonnenstrahl.

Und herzlich hatte Stephan lachen müssen, als Anna gefragt war, warum er doch Rose Marie als „Tante“ male? „Ach male sie ja gar nicht als Tante, ich male ein Kind, ein Mädchen, ein Fräulein, ein Sonnenstrahl. Was das anhat, ist dabei ganz Nebensache. Denn wahrhaftig, ich hab's gar nicht gesehen, daß sie als Tante gekleidet ist, wie da sagt. Wer Künstler sind eben ein eigen Bild, liebe Anna, du darfst mit ihnen nicht rechtig. Frau Anna hatte nichts davon erwidert. „Was hätte sie auch sagen sollen.“

Sie durfte nicht rechten, weder mit ihm noch sonstwie, sie hätten nur verwundert dazugehört und sie nicht verstanden.

Und was wollte sie denn eigentlich auch? Wie kam sie dazu, wider Zustimmung zu hoffen?

Frau Anna wachte die Hand gegen ihr unruhiges Herz.

Nein, es konnte, es wollte nicht entgehen — das junge Ding da, das noch gar nicht wußte, was Liebe war, sollte ihr nicht ihres Lebens Inhalt rauben.

Roth war Rose Marie nicht in die Welt eingeweiht; war sie es, würde sie sich darin verlieren, gemessen, was es zu gemessen gab, gleich einem Schmetterling von Blume zu Blume fliegen — was aber konnte ein solches Wesen dem klugen, strebsamen Manne sein, dem sein Beruf eine heilige Pflicht war, der er zu leben hatte? Es konnte nicht anders sein, selbst wenn er wirklich glaubte, daß Rose Marie sein Glück ausmachte, sie mußte er dennoch sein Unglück werden, und Rose Marie selber nur zu bald inne werden, daß er kein Mann nach ihrem Leichten, auf das Außerliche gerichteten Herzen war. — Und deshalb brauchte, durfte sie nicht verzweifeln, deshalb von ganzer Seele wünschen, daß die beiden vor bitterer Täuschung bewahrt blieben, ja, dahin streben mit aller ihr zu Gebote stehenden Mitteln.

Anna hatte sich unendlich auf den Besuch der Bruder gefreut, die Wochen, die Tage, die Stunden bis zu ihrer Ankunft gezählt — jetzt hätte sie diese heißerliebte Zeit abzurufen mögen, damit der trauliche Verkehr zwischen Robert und Rose Marie sein Ende erreichte. Schon oft war die junge Witwe im Begriff gewesen, den Vater oder selbst auch die Stiefmutter zu warnen, sie zu bitten, daß sie ihr Töchterchen heimriefen — und sie hätte es auch sicher getan, wenn sie sicher gewesen wäre, daß die Eltern gegen eine Verbindung Rose Mariens mit Robert sein würden. Früher freilich hatte Tante Eichenbachs Sohn kein Ansehen in ihren Augen, allein jetzt war er Arzt, und zwar einer mit den besten Aussichten. Ja, wie viel Ruhm und Auszeichnung sah Annas bewunderndes, liebendes Auge nicht für Robert voraus! Was es denn überhaupt einen Mann, der sich mit ihm messen konnte? Und weil Anna so urteilte, hielt sie es für schier undenkbar, daß ihren Eltern solch ein Freier für ihre Tochter nicht angenommen sein sollte. — Wie leicht konnte also eine Andeutung ihrerseits die

entgegengekehrte Wirkung haben von der, die sie beabsichtigte. — So blieb der Brief ungeschrieben und Annas Herz jeden Tag mehr von eifersüchtiger Sorge zerrissen. Wenn ihre Güte mehr Zeit für ihre arme Birtin übrig gehabt hätten, müßten sie ihr verhorrt, unruhiges Wesen gemerkt haben, so aber ging Frau Annas Tun und Lassen ihnen so gut wie verloren.

„Die arme Anna,“ so sagte wohl der eine oder andere, wenn irgend eine herbe Äußerung der Schwester ihnen auffiel, oder wenn sie wie ein rätselhaftes Geiß durch das Haus schwirte, ohne doch eigentlich etwas zu tun. Sie hat sich ihres Mannes Tod wirklich sehr zu Gemüte gezogen. Auch ihr Interesse für die Birtin ist ein gemachtes, es paßt gar nicht für sie. Oder auch fiel ihnen auf, daß kein Dorken so streng von der Mutter behandelt wurde, und eigentlich erst aufsteige und sich kindlich fröhlich gab, wenn diese nicht dabei war. Doch aber waren solche Meinungen oder Beobachtungen nur oberflächlich. Herz und Sinn war eben von anderen Dingen angezogen.

Stephan war eben ganz Künstler. Rose Mariens bezauberndes Aussehen und ihre alte Tracht zurückkehrte, oder sie ihn zu der Hebräerjungfrau bekehrte, doch sie als Stadtdame ein beideres Modell für seinen Pinsel hieße. Stephan hatte so lachend abgesehen sich durchaus keine Zerknirschung gemerkt, sein junges Schwesterchen hielt der älteren zu stehen. Sie war gar so bald, keine hübsche, kleine Rose Marie, mit wie ein lichter Sonnenstrahl.

Und herzlich hatte Stephan lachen müssen, als Anna gefragt war, warum er doch Rose Marie als „Tante“ male? „Ach male sie ja gar nicht als Tante, ich male ein Kind, ein Mädchen, ein Fräulein, ein Sonnenstrahl. Was das anhat, ist dabei ganz Nebensache. Denn wahrhaftig, ich hab's gar nicht gesehen, daß sie als Tante gekleidet ist, wie da sagt. Wer Künstler sind eben ein eigen Bild, liebe Anna, du darfst mit ihnen nicht rechtig. Frau Anna hatte nichts davon erwidert. „Was hätte sie auch sagen sollen.“

Sie durfte nicht rechten, weder mit ihm noch sonstwie, sie hätten nur verwundert dazugehört und sie nicht verstanden.

Und was wollte sie denn eigentlich auch? Wie kam sie dazu, wider Zustimmung zu hoffen?

Frau Anna wachte die Hand gegen ihr unruhiges Herz.

Nein, es konnte, es wollte nicht entgehen — das junge Ding da, das noch gar nicht wußte, was Liebe war, sollte ihr nicht ihres Lebens Inhalt rauben.

Roth war Rose Marie nicht in die Welt eingeweiht; war sie es, würde sie sich darin verlieren, gemessen, was es zu gemessen gab, gleich einem Schmetterling von Blume zu Blume fliegen — was aber konnte ein solches Wesen dem klugen, strebsamen Manne sein, dem sein Beruf eine heilige Pflicht war, der er zu leben hatte? Es konnte nicht anders sein, selbst wenn er wirklich glaubte, daß Rose Marie sein Glück ausmachte, sie mußte er dennoch sein Unglück werden, und Rose Marie selber nur zu bald inne werden, daß er kein Mann nach ihrem Leichten, auf das Außerliche gerichteten Herzen war. — Und deshalb brauchte, durfte sie nicht verzweifeln, deshalb von ganzer Seele wünschen, daß die beiden vor bitterer Täuschung bewahrt blieben, ja, dahin streben mit aller ihr zu Gebote stehenden Mitteln.

Anna hatte sich unendlich auf den Besuch der Bruder gefreut, die Wochen, die Tage, die Stunden bis zu ihrer Ankunft gezählt — jetzt hätte sie diese heißerliebte Zeit abzurufen mögen, damit der trauliche Verkehr zwischen Robert und Rose Marie sein Ende erreichte. Schon oft war die junge Witwe im Begriff gewesen, den Vater oder selbst auch die Stiefmutter zu warnen, sie zu bitten, daß sie ihr Töchterchen heimriefen — und sie hätte es auch sicher getan, wenn sie sicher gewesen wäre, daß die Eltern gegen eine Verbindung Rose Mariens mit Robert sein würden. Früher freilich hatte Tante Eichenbachs Sohn kein Ansehen in ihren Augen, allein jetzt war er Arzt, und zwar einer mit den besten Aussichten. Ja, wie viel Ruhm und Auszeichnung sah Annas bewunderndes, liebendes Auge nicht für Robert voraus! Was es denn überhaupt einen Mann, der sich mit ihm messen konnte? Und weil Anna so urteilte, hielt sie es für schier undenkbar, daß ihren Eltern solch ein Freier für ihre Tochter nicht angenommen sein sollte. — Wie leicht konnte also eine Andeutung ihrerseits die

entgegengekehrte Wirkung haben von der, die sie beabsichtigte. — So blieb der Brief ungeschrieben und Annas Herz jeden Tag mehr von eifersüchtiger Sorge zerrissen. Wenn ihre Güte mehr Zeit für ihre arme Birtin übrig gehabt hätten, müßten sie ihr verhorrt, unruhiges Wesen gemerkt haben, so aber ging Frau Annas Tun und Lassen ihnen so gut wie verloren.

„Die arme Anna,“ so sagte wohl der eine oder andere, wenn irgend eine herbe Äußerung der Schwester ihnen auffiel, oder wenn sie wie ein rätselhaftes Geiß durch das Haus schwirte, ohne doch eigentlich etwas zu tun. Sie hat sich ihres Mannes Tod wirklich sehr zu Gemüte gezogen. Auch ihr Interesse für die Birtin ist ein gemachtes, es paßt gar nicht für sie. Oder auch fiel ihnen auf, daß kein Dorken so streng von der Mutter behandelt wurde, und eigentlich erst aufsteige und sich kindlich fröhlich gab, wenn diese nicht dabei war. Doch aber waren solche Meinungen oder Beobachtungen nur oberflächlich. Herz und Sinn war eben von anderen Dingen angezogen.

Stephan war eben ganz Künstler. Rose Mariens bezauberndes Aussehen und ihre alte Tracht zurückkehrte, oder sie ihn zu der Hebräerjungfrau bekehrte, doch sie als Stadtdame ein beideres Modell für seinen Pinsel hieße. Stephan hatte so lachend abgesehen sich durchaus keine Zerknirschung gemerkt, sein junges Schwesterchen hielt der älteren zu stehen. Sie war gar so bald, keine hübsche, kleine Rose Marie, mit wie ein lichter Sonnenstrahl.

Und herzlich hatte Stephan lachen müssen, als Anna gefragt war, warum er doch Rose Marie als „Tante“ male? „Ach male sie ja gar nicht als Tante, ich male ein Kind, ein Mädchen, ein Fräulein, ein Sonnenstrahl. Was das anhat, ist dabei ganz Nebensache. Denn wahrhaftig, ich hab's gar nicht gesehen, daß sie als Tante gekleidet ist, wie da sagt. Wer Künstler sind eben ein eigen Bild, liebe Anna, du darfst mit ihnen nicht rechtig. Frau Anna hatte nichts davon erwidert. „Was hätte sie auch sagen sollen.“

Sie durfte nicht rechten, weder mit ihm noch sonstwie, sie hätten nur verwundert dazugehört und sie nicht verstanden.

Und was wollte sie denn eigentlich auch? Wie kam sie dazu, wider Zustimmung zu hoffen?

Frau Anna wachte die Hand gegen ihr unruhiges Herz.

Nein, es konnte, es wollte nicht entgehen — das junge Ding da, das noch gar nicht wußte, was Liebe war, sollte ihr nicht ihres Lebens Inhalt rauben.

Roth war Rose Marie nicht in die Welt eingeweiht; war sie es, würde sie sich darin verlieren, gemessen, was es zu gemessen gab, gleich einem Schmetterling von Blume zu Blume fliegen — was aber konnte ein solches Wesen dem klugen, strebsamen Manne sein, dem sein Beruf eine heilige Pflicht war, der er zu leben hatte? Es konnte nicht anders sein, selbst wenn er wirklich glaubte, daß Rose Marie sein Glück ausmachte, sie mußte er dennoch sein Unglück werden, und Rose Marie selber nur zu bald inne werden, daß er kein Mann nach ihrem Leichten, auf das Außerliche gerichteten Herzen war. — Und deshalb brauchte, durfte sie nicht verzweifeln, deshalb von ganzer Seele wünschen, daß die beiden vor bitterer Täuschung bewahrt blieben, ja, dahin streben mit aller ihr zu Gebote stehenden Mitteln.

Anna hatte sich unendlich auf den Besuch der Bruder gefreut, die Wochen, die Tage, die Stunden bis zu ihrer Ankunft gezählt — jetzt hätte sie diese heißerliebte Zeit abzurufen mögen, damit der trauliche Verkehr zwischen Robert und Rose Marie sein Ende erreichte. Schon oft war die junge Witwe im Begriff gewesen, den Vater oder selbst auch die Stiefmutter zu warnen, sie zu bitten, daß sie ihr Töchterchen heimriefen — und sie hätte es auch sicher getan, wenn sie sicher gewesen wäre, daß die Eltern gegen eine Verbindung Rose Mariens mit Robert sein würden. Früher freilich hatte Tante Eichenbachs Sohn kein Ansehen in ihren Augen, allein jetzt war er Arzt, und zwar einer mit den besten Aussichten. Ja, wie viel Ruhm und Auszeichnung sah Annas bewunderndes, liebendes Auge nicht für Robert voraus! Was es denn überhaupt einen Mann, der sich mit ihm messen konnte? Und weil Anna so urteilte, hielt sie es für schier undenkbar, daß ihren Eltern solch ein Freier für ihre Tochter nicht angenommen sein sollte. — Wie leicht konnte also eine Andeutung ihrerseits die

entgegengekehrte Wirkung haben von der, die sie beabsichtigte. — So blieb der Brief ungeschrieben und Annas Herz jeden Tag mehr von eifersüchtiger Sorge zerrissen. Wenn ihre Güte mehr Zeit für ihre arme Birtin übrig gehabt hätten, müßten sie ihr verhorrt, unruhiges Wesen gemerkt haben, so aber ging Frau Annas Tun und Lassen ihnen so gut wie verloren.

„Die arme Anna,“ so sagte wohl der eine oder andere, wenn irgend eine herbe Äußerung der Schwester ihnen auffiel, oder wenn sie wie ein rätselhaftes Geiß durch das Haus schwirte, ohne doch eigentlich etwas zu tun. Sie hat sich ihres Mannes Tod wirklich sehr zu Gemüte gezogen. Auch ihr Interesse für die Birtin ist ein gemachtes, es paßt gar nicht für sie. Oder auch fiel ihnen auf, daß kein Dorken so streng von der Mutter behandelt wurde, und eigentlich erst aufsteige und sich kindlich fröhlich gab, wenn diese nicht dabei war. Doch aber waren solche Meinungen oder Beobachtungen nur oberflächlich. Herz und Sinn war eben von anderen Dingen angezogen.

Stephan war eben ganz Künstler. Rose Mariens bezauberndes Aussehen und ihre alte Tracht zurückkehrte, oder sie ihn zu der Hebräerjungfrau bekehrte, doch sie als Stadtdame ein beideres Modell für seinen Pinsel hieße. Stephan hatte so lachend abgesehen sich durchaus keine Zerknirschung gemerkt, sein junges Schwesterchen hielt der älteren zu stehen. Sie war gar so bald, keine hübsche, kleine Rose Marie, mit wie ein lichter Sonnenstrahl.

Und herzlich hatte Stephan lachen müssen, als Anna gefragt war, warum er doch Rose Marie als „Tante“ male? „Ach male sie ja gar nicht als Tante, ich male ein Kind, ein Mädchen, ein Fräulein, ein Sonnenstrahl. Was das anhat, ist dabei ganz Nebensache. Denn wahrhaftig, ich hab's gar nicht gesehen, daß sie als Tante gekleidet ist, wie da sagt. Wer Künstler sind eben ein eigen Bild, liebe Anna, du darfst mit ihnen nicht rechtig. Frau Anna hatte nichts davon erwidert. „Was hätte sie auch sagen sollen.“

Sie durfte nicht rechten, weder mit ihm noch sonstwie, sie hätten nur verwundert dazugehört und sie nicht verstanden.

Und was wollte sie denn eigentlich auch? Wie kam sie dazu, wider Zustimmung zu hoffen?

Frau Anna wachte die Hand gegen ihr unruhiges Herz.

Nein, es konnte, es wollte nicht entgehen — das junge Ding da, das noch gar nicht wußte, was Liebe war, sollte ihr nicht ihres Lebens Inhalt rauben.

Roth war Rose Marie nicht in die Welt eingeweiht; war sie es, würde sie sich darin verlieren, gemessen, was es zu gemessen gab, gleich einem Schmetterling von Blume zu Blume fliegen — was aber konnte ein solches Wesen dem klugen, strebsamen Manne sein, dem sein Beruf eine heilige Pflicht war, der er zu leben hatte? Es konnte nicht anders sein, selbst wenn er wirklich glaubte, daß Rose Marie sein Glück ausmachte, sie mußte er dennoch sein Unglück werden, und Rose Marie selber nur zu bald inne werden, daß er kein Mann nach ihrem Leichten, auf das Außerliche gerichteten Herzen war. — Und deshalb brauchte, durfte sie nicht verzweifeln, deshalb von ganzer Seele wünschen, daß die beiden vor bitterer Täuschung bewahrt blieben, ja, dahin streben mit aller ihr zu Gebote stehenden Mitteln.

Anna hatte sich unendlich auf den Besuch der Bruder gefreut, die Wochen, die Tage, die Stunden bis zu ihrer Ankunft gezählt — jetzt hätte sie diese heißerliebte Zeit abzurufen mögen, damit der trauliche Verkehr zwischen Robert und Rose Marie sein Ende erreichte. Schon oft war die junge Witwe im Begriff gewesen, den Vater oder selbst auch die Stiefmutter zu warnen, sie zu bitten, daß sie ihr Töchterchen heimriefen — und sie hätte es auch sicher getan, wenn sie sicher gewesen wäre, daß die Eltern gegen eine Verbindung Rose Mariens mit Robert sein würden. Früher freilich hatte Tante Eichenbachs Sohn kein Ansehen in ihren Augen, allein jetzt war er Arzt, und zwar einer mit den besten Aussichten. Ja, wie viel Ruhm und Auszeichnung sah Annas bewunderndes, liebendes Auge nicht für Robert voraus! Was es denn überhaupt einen Mann, der sich mit ihm messen konnte? Und weil Anna so urteilte, hielt sie es für schier undenkbar, daß ihren Eltern solch ein Freier für ihre Tochter nicht angenommen sein sollte. — Wie leicht konnte also eine Andeutung ihrerseits die

It's Great!
SASKATOON BEER
PURE & SATISFYING
SASKATOON BREWING CO. LTD.
SASKATOON, SASKATCHEWAN

Jubiläums - Buch

mit der ausführlichen Geschichte der St. Peters-Kolonie und vielen Bildern von hervorragenden Personen, sowie alten und neuen Pfarrgebäuden, auf schönem und dauerhaftem Papier gedruckt, nicht bloß zum Lesen für die Gegenwart, sondern zum Aufbewahren für die Zukunft: die jungen Generationen sollen wissen, was ihre Eltern und Großeltern geleistet haben. Auch zum Verschicken ins Ausland, damit auch andere lernen, was die St. Peters-Kolonie ist.

Preise portofrei:

Ein Buch für	\$0.50
Drei Bücher für	\$1.25
Sechs Bücher für	\$2.25

St. Peter's Press
Muenster, Sask.

fol
Von einrichtsv
Ein Penningbe
geordneter name
dieser Tage offen
den Juden voll
werden. Er ver
größter Vorteile
Zustände hat
dies Unwissen
ge in St. Peter
ein in angeleben
den wie der 1
Jahrel Jangwid
schen Zionismus
verleibt. Er h
fen in der alte
New York offen
am 11. Oktober
Theodore Herzl
modernen Zion
gang, Palatina
gend ein andere
einen neuen jü
Der Dominik
Guns, der Pa
Kolonisation
Dominikaner
über die Zustän
und nach der jü
jüdischen Einm
hat einmal, S
erpart worden
sich in Palatin
Unerschütterlic
teilt war, fehl
In der von d
fauern in Ori
Jahrsfrist
Lichte der gena
1921 eine Reu
den Zionismus
nat, die durch
stimm sind. N
in zwischen de
tung, daß die
ablaufen möge
ginald bereit
die Araber, ein
tholischen Bel
Anficht, „Eng
Land auswert
sowohl von d
von den Moh
Erbeinde ang
„Man errotet,
den noch hing
nimmt, beson
mehr zu sein
Kaufat erklä
kaufen die Zi
reichen Juden
fas Landstüch
Landhandel a
schen Unterne
den) unauß
die Araber, d
Mafie die Ge
die ihrer Bor

Weibern
In Paris
der mit sein
aller Wohlh
mal aber n
som in bitt
Jahre war
dieser erklä
könnte ihr
Statt nun
suchen, kind
schluß an, fi
gen nicht d
fie so lange
habt habe.
Mann; die
hatte zwei
kam gar ke
endlich war
rat verkauft
Maad ihr
wa 1500 B
und als ni
es Gott, d
Erbschaft
Auch diese
da es nicht
fie wieder
fie noch bei
sich für die
rin, um zu
Tag ihre
Endlich sta
wollte die
tun; allein
lange ich
ber an mi
wollte des
um dort
Märte ihr
Zustände
ziehen, e